



# 1

Seit einer Woche ... Seit einer Woche finde ich keine Ruhe mehr, verflixt noch mal! Seit Alice angerufen hat ...

Alice – schöner Name, nicht? Ich habe ihn für sie ausgesucht. Klar, sie ist ja meine Tochter. Also, mein Mann wollte sie anders nennen, Christina, wenn ich mich nicht täusche. Oder Maria, so genau weiß ich es jetzt nicht mehr. Egal, irgend so ein stinknormaler Name, wenigstens bei uns in der Stadt. Irgend so ein Name für Friseurinnen oder Buchhalterinnen. Aber ich habe nicht locker gelassen: Nein, mein Lieber, wir werden sie Alice nennen, das ist etwas für Prinzessinnen. Es hatte sich bei mir im Kopf festgesetzt, dass ein schöner Name unbedingt ein schönes Leben nach sich zieht. Es ist zwar keine Prinzessin aus ihr geworden, dafür aber eine Ingenieurin. Weil ich es unbedingt so wollte. Mein Hintergedanke war, dass man sie in der Fabrik, in der ich damals arbeitete, einstellen würde, und dass es dann an jeder Ecke heißen würde: Kennt ihr Emilia Apostoae? Okay, die Ingenieurin Alice ist ihre Tochter. Doch bevor man Alice einstellte, brach der Kommunismus zusammen und die Fabrik, in der ich arbeitete, ging den Bach runter. Von dieser Fabrik sind jetzt nach ein paar Jahren nur noch Ruinen übrig, in denen Unkraut wuchert und sich streunende Hunde herumtreiben. Man hat sogar die Fenster geklaut, selbst die Steckdosen hat man aus den Wänden gerissen. Jedesmal, wenn



ich dort vorbeilaufe, muss ich wegschauen. Es bricht mir das Herz, ehrlich. Ich habe das Gefühl, dass dort, in meiner Abteilung, unsere Skelette weiterhin in Arbeitspose verharren und rund um die Uhr darauf warten, im nächsten Augenblick loszulegen. Dass es praktisch nur um einen Stromausfall geht. Ich weiß, das ist totaler Schwachsinn, die alten Zeiten kehren nie zurück, aber so empfinde ich's nun mal. Jetzt wird gemunkelt, dass die von Coca Cola alles aufgekauft hätten und dass sie eine Abteilung zum Abfüllen von Flaschen eröffnen würden. Da gibt's einige, die sich darüber freuen, weiß Gott, wieso. Also, ich habe kein Geld, um Gift zu kaufen, sollen das doch die anderen Schwachköpfe tun! Ich fabriziere jedes Jahr bei mir zu Hause eine Holunderlimonade – so was haben sich nicht mal die Amerikaner träumen lassen. Und deren Ahnen und Urahnern auch nicht, nicht mal, wenn man bis zum Affen zurückgeht, wie Onkel Mitu sagen würde. Von dem erzähle ich euch später. Das ist vielleicht eine Nummer!

Eines Tages ist Alice ins Flugzeug gestiegen und ab nach Kanada. Es heißt, die da drüben, die Kanadier, suchen ganz verzweifelt nach hellen Köpfen. Also, nicht dass die irgendwie unterbelichtet wären, aber ihr Land soll schier unendlich groß sein, und im Vergleich dazu lassen sie sich an zwei Händen abzählen. Wenn man sie über das ganze Land verstreuen würde, bräuchten sie ein Fernglas, um einander sehen zu können. Sie sammeln also helle Köpfe von allen fünf Kontinenten auf und geben ihnen Tisch und Bett und einen Job. Denn sie möchten ganz groß rauskommen und die Amerikaner so schnell wie möglich einholen.

Ich erzähle nur, was ich so gehört habe ... Wenn es nach mir gegangen wäre, hätte ich sie nie ausreisen lassen. Ich hätte sie in meiner Nähe behalten, um ihre Blagen großzuziehen und samstags Käsekuchen für sie zu backen, so wie sie ihn mag. Aber wie hätte ich sie denn aufhalten können? Was hätte ich ihr denn sagen sollen? Bleib doch hier, liebe Tochter, in diesem Land, das den Bach runtergeht? Bleib doch hier, damit du bis zum Umfallen schuftest kannst, und zwar für lau? Also habe ich lieber gar nichts gesagt. Sie hat mir aber auch kaum Fragen gestellt. Dass sie auch noch Eltern hat, war ihr fast entfallen, so euphorisch war sie wegen ihres bevorstehenden Abflugs. Doch wundern tut mich das überhaupt nicht, denn ich habe mich ähnlich aufgeführt wie sie, als ich aus diesem Loch von einem Dorf, in dem ich geboren wurde, weggegangen bin. Wenn ich's mir recht überlege, war ich sogar noch dreister. Und sie war noch gar nicht so lange weg, da hat sie uns angerufen, um uns mitzuteilen, dass sie heiraten möchte. Einen gewissen Alain.

„Alain Delon?“

„Komm, Mutter, den ganz sicher nicht! Der ist doch ein uralter Knochen ...“

„Na schön, aber wenigstens kennen ihn die Leute hier in der Gegend ...“

„Und außerdem ist er Franzose, Mutter!“

„Aha, also kommt er aus einem anderen Dorf“, habe ich gescherzt.

Sie sagte, im Sommer käme sie mit ihm bei uns vorbei, um ihn uns vorzustellen. Damit wir den Jungen auch mal zu Gesicht bekommen, oder? Keine

Ahnung, wie die's da drüben halten, aber so macht man's hier bei uns. Man nimmt den Jungen richtig unter die Lupe, um rauszukriegen, ob er das Mädchen verdient hat.

„Wir wollen ja nur herausfinden, ob ihm nicht vielleicht ein Ohr fehlt“, sagte mein Mann, „denn bei dem Kauderwelsch, das der von sich gibt, wird ja an Verständigung nicht zu denken sein.“ Das ist jetzt so um die zwei, drei Jahre her.

Am Telefon haben wir den Besuch in allen Einzelheiten besprochen.

„Bloß keine Panik, der Mann ist voll in Ordnung!“, hat Alice am Ende gesagt.

Mein Gott, was habe ich die Wohnung auf Vordermann gebracht! Der Boden war wie geleckert. Ich habe neue Gardinen gekauft. Auf jeder Herdplatte brodelte ein anderes Gericht. Die Topfdeckel klapperten, was das Zeug hielt, wie in den guten alten Zeiten. Eintopf mit Huhn, Sauerkrautrouladen, Spanferkelbraten. Kuchen und Blätterteigtaschen. Eine Nachbarin hat mir dabei geholfen. Weil es ja für Alice war. Ganz davon zu schweigen, dass sie noch nie in ihrem Leben einen Kanadier gesehen hatte und diese Gelegenheit nicht verpassen wollte. Tucu, mein Mann, hat den ganzen Flur gestrichen, damit der Kanadier nicht etwa denkt, er wäre in einer Höhle gelandet. Tucu hätte gerne auch das gesamte Treppenhaus in Ordnung gebracht, aber dafür wollte kein Mensch etwas lockermachen. Die hatten ja kaum die Kohle für ihre Nebenkosten. Ein Nachbar aus der zweiten Etage hat Tucu sogar ordentlich auf die Schippe genommen und gemeint, wenn er

diesmal schon für das Streichen kassieren wollte, dann würde er das nächste Mal wahrscheinlich für das Flugticket sammeln. So ein Esel! Aber auch mein Mann konnte den Mund nicht halten. Machte einen auf großen Angeber wie eh und je und quasselte einfach drauflos. An seiner Stelle hätte ich diesem Esel erklärt, die Verlobten aus Kanada würden bis zu uns schwimmen, weil das viel preiswerter sei, also bräuchte er sich keine Sorgen zu machen. Am Abend zuvor war ich beim Friseur gewesen, was ich schon ewig nicht mehr gemacht hatte. Inzwischen arbeiteten dort ganz neue Friseurinnen, ich kannte keine einzige. Plötzlich kamen mir die Tränen, wieso, weiß ich auch nicht. Doch, ich weiß es: Weil ich vor der Revolution mindestens einmal im Monat dort erschienen bin, um mich feinmachen zu lassen. Als ich dann wieder nach Hause lief, schaute ich mir den Wohnblock, in dem wir wohnten, etwas genauer an. Wie sehen die Wohnblocks in Kanada aus, fragte ich mich, und ob man uns nicht vielleicht auslachen würde. Unser Block war längst nicht mehr so neu wie damals, als wir eingezogen waren, ganz verrückt vor Glück. Inzwischen waren über dreißig Jahre vergangen und in der ganzen Zeit hatte das gesamte Gebäude überhaupt keine neue Farbe gesehen. Um es auf den Punkt zu bringen: Die Wände waren total ramponiert und der Regen hatte die Ecken kaputtgemacht. Auf der ersten Etage war auf Fensterhöhe eine breite Rauchspur zu sehen. Wahrscheinlich hatte man dort im Winter einen Holzofen eingesetzt und dessen Rohr durch das Fenster nach draußen geleitet. Die Eingangstreppe bröckelte, und wenn man das

verbogene Treppengeländer nur berührte, wackelte es schon. Ein dünnes, finster dreinschauendes Kind spielte allein. Es warf immer wieder eine Mütze an die raue Wandfläche vor sich. Wenn es ihm gelang, die Mütze so zu werfen, dass sie einige Augenblicke an der Wand kleben blieb, jauchzte es vor Freude. Dann fing es wieder von vorne an. Ich wurde von Panik ergriffen ... Das also ist das Schloss, in dem Prinzessin Alice wohnt? Nein, nur eine ihrer Wohnungen.

Wir waren hundemüde. Ich spürte kaum noch meine Hände und Füße. Um meine Frisur nicht kaputtzumachen, schob ich mir ein Kissen in den Nacken. Ich lag da und quasselte über Gott und die Welt, bevor ich einschlief. Tucu machte sich über mich lustig.

„Das hättest du dir wohl nie träumen lassen, einen kanadischen Schwiegersohn ...“

„Aber du!“

„Wohl auch nicht. Aber so hochnäsiger, wie du tust ... Wer war denn heute beim Friseur? Du hättest dir besser eine blonde Perücke mit prächtigen Locken aufsetzen lassen sollen, das würde ihn umwerfen!“

„Alice muss ihn umwerfen, nicht ich!“

„Alice hat ihn doch längst um den Finger gewickelt. Wenn der bis nach Rumänien mitkommt ...“

„Unser Wohnblock sieht zum Davonlaufen aus!“

„Tja, bis morgen können wir aber keinen anderen herbeizaubern.“

„Es will mir gar nicht mehr aus dem Kopf, wie fürchterlich es hier aussieht ...“

„Und wenn ihm nun ein Ohr fehlt, was dann?“

„Wem denn?“

„Dem Schwiegersohn. Wenn ihm ein Ohr fehlt?“  
„Blödsinn! Wieso soll ihm ein Ohr fehlen?“  
„Und wenn er schwarz ist?“  
„...“  
„Hast du sie denn nach seiner Hautfarbe gefragt?  
Ob er nicht vielleicht schwarz ist?“  
„...“  
„Oder vielleicht Negerlippen hat?“  
„Komm, lass uns schlafen.“

Mit seinen blöden Witzen hatte mich Țucu völlig durcheinander gebracht. „Bloß keine Panik, der Mann ist voll in Ordnung!“ Als hätte Alice mir das zugerufen. Aber wieso denn eigentlich Panik? Was hätte uns denn in Panik versetzen können? Wieso hatte sie so betont, dass er in Ordnung war? Etwa, um einen Makel zu kaschieren? Țucu schnarchte, dass die Wände wackelten, während ich ins Grübeln geriet. Meine Müdigkeit war wie weggefegt. In unserer Stadt wäre ein Schwarzer noch exotischer als ein Außerirdischer; von unserem Wohnviertel ganz zu schweigen. Und in unserem Wohnblock darf man sich so etwas gar nicht erst vorstellen. In unserer Familie ...

Ich wollte lieber nicht mehr darüber nachdenken. Schließlich hat Țucu ja nur einen Witz gemacht, sagte ich mir. Aber sicher war gar nichts. Ich stand auf und schlich in das ehemalige Zimmer von Alice. Der Globus stand wie immer auf dem Schreibtisch. Ich setzte mir die Brille auf und fing an, ihn aufmerksam zu betrachten. Nein, Kanada lag nicht in Afrika.

In aller Herrgottsfrühe ging ich zum nächsten Elektro-Laden und kaufte dort einen Ventilator. Bei uns in der vierten Etage ist es höllisch heiß. Während des Tages sammelt sich die Hitze unter der Decke und in der Nacht werden wir dann auf kleiner Flamme gebraten. Den Ventilator habe ich mit einem Teil des Begräbnisgeldes bezahlt. Tucu nennt das Begräbnisgeld „Freundschaftsrücklage“. Von einem gewissen Alter an gehört der Tod mit zur Familie. Man redet über ihn bei Tisch oder man rechnet abends, bevor man zu Bett geht, nach. Tucu probierte den Ventilator aus und er funktionierte ganz prima. Nur über den Ort, an dem wir ihn aufstellen sollten, haben wir uns ein wenig gezankt. Dann haben wir aber Frieden geschlossen und uns darauf geeinigt, ihn immer dort hinzustellen, wo man ihn am meisten brauchen würde. Um die Mittagszeit rief Alice an. Sie waren im Hotel angekommen und luden uns nun ein, mit ihnen im Restaurant zu essen. Da wurde ich fuchsteufelswild. Wir kriegten uns richtig in die Wolle.

„Mutter, wieso willst du nicht kapieren, dass man es bei ihnen so macht!“

„Aber wir befinden uns jetzt bei uns und nicht bei ihnen. Ich habe sogar Blätterteigtaschen mit Käse gemacht ...“, versuchte ich sie zu überreden.

„Es bleibt noch genug Zeit für Blätterteigtaschen, Mutter! Miam-miam, das Wasser läuft mir schon jetzt im Mund zusammen.“

„Ist es dir peinlich, mit ihm zu uns zu kommen?“

„Quatsch! Weshalb sollte es mir peinlich sein?“

„Wir haben die Wohnung gründlich aufgeräumt. Dein Vater hat sogar das Treppenhaus gestrichen ...“

„Das ist ja, als ob ich Chinesisch mit dir reden würde, Mutter! Bei ihnen ist es völlig normal, ins Restaurant zu gehen.“

„Dann versprich mir aber, dass ihr bei uns übernachtet.“

„Alain hat das Hotelzimmer schon bezahlt.“

„Na, dann alles Liebe und guten Appetit! Ihr könnt gern zu zweit essen, wie zwei Turteltaubchen.“

„Warum bist du denn jetzt eingeschnappt?“

„Wundert dich das? Du kommst uns besuchen und wohnst im Hotel? Sag mal, hältst du das etwa wirklich für normal? Alice, wir sind deine Eltern ... Weißt du überhaupt, was das heißt? Kannst du dich noch daran erinnern? Wir haben dich in die Welt gesetzt und dich groß gezogen.“



„Ja, aber ...“

„Kein Aber!“

„Okay, ich werde mit Alain reden, um zu sehen, ob ...“



„Kannst du sofort mit ihm reden?“

Dann bereiteten wir uns darauf vor, ins Restaurant zu gehen. Genau damit hatten wir nicht gerechnet. Ich fing an, in den Schränken nach Kleidungsstücken zu stöbern. Vor der Revolution, als ich noch Geld wie Heu besessen hatte, haben wir ziemlich häufig gefeiert, und deswegen mussten noch irgendwo passende Sachen vorhanden sein. Unzählige Male hatte uns jemand eingeladen, Trauzeugen oder Taufpaten zu sein. Damals war das Mode. Es gab ja



sonst kaum Gelegenheiten, sein Geld auszugeben. Die Patenkinder waren auch ganz nützlich. Wenn man irgendwann Ärger hatte und Beziehungen zur Polizei oder zum Doktor brauchte, dann ließ man es in der ganzen Sippschaft verlauten, und irgendwie fand sich meistens jemand, der helfen konnte. Im Grunde waren meine Patenkinder meine einzigen Verwandten in der Stadt, alle anderen wohnten auf dem Land.

Für Tucu habe ich einen marineblauen Nadelstreifenanzug aus Urgroßmutterns Zeiten aufgestöbert, für mich ein altertümliches Tupfenkleid. Wir sahen verrückt aus, wie zwei ausgestopfte Mumien. So ist das eben mit modischer Kleidung oder mit Sachen, die früher mal sehr in Mode waren: Kaum hat man sie eine Weile nicht angehabt, weiß man nicht mehr, wie man sie zu tragen hat und fühlt sich darin fehl am Platz. Ich bin zwar Städterin, aber keine Dame.



Es ist früh am Morgen. Draußen ist richtig was los. Alle haben es unheimlich eilig, laufen wild umher. Im Vorbeigehen ruft mir Mutter immer wieder zu, dass es an der Zeit sei aufzustehen. Dass es eine Menge zu tun gebe und die Milch bald kalt sei. Ich sage „ja, ja“ und döse wieder ein.

Heute ist der Tag, an dem man *Tezic* macht.

Alle Leute aus unserem Dorf und aus den Nachbardörfern machen im Sommer *Tezic*. Mir macht das überhaupt keinen Spaß. Ich bin zehn Jahre alt, vielleicht ein bisschen älter. Meine Schwester darf ein wenig länger schlafen, weil sie kleiner ist als ich. Das ist nicht fair!, flüstere ich mir zu. Ich höre die Stimme meines Cousins Costicuță. Wenn er redet, hört es sich an, als würde er gurgeln. Costicuță ist ein Kosename, aber er ist ein Riesenkerl, deswegen klingt das ganz komisch. Er ist gekommen, um bei der Arbeit zu helfen. Ich höre den Brunnen knarren. Wassereimer werden bereits durch die Gegend geschleppt. Pausenlos krähen die Hähne, als hätten sie sich mit Mutter abgesprochen. Schwere Schritte nähern sich, ich weiß, dass es nicht Mutters Schritte sind. Ich atme regelmäßig, damit es so aussieht, als würde ich tief schlafen. Es ist merkwürdig, dass ich, obwohl ich tatsächlich nur beinah schlafe, so tue, als würde ich schlafen. In meinem Inneren bin ich fest davon überzeugt, dass man die Leute, die tief

schlafen, auch weiterhin schlafen lässt. Aus Mitleid. Ungefähr so, wie ich es mit den Katzen tue.

Ich schrecke plötzlich hoch und drehe mich um. Als ob mir der eiskalte Wasserguss einen Stromschlag versetzt hätte. Costicuță hat mir den Rücken zugewendet und schüttet sich aus vor Lachen.

„Blödmann!“, rufe ich wütend.

Er geht weg und fuchelt dabei mit dem leeren Eimer herum. Völlig durcheinander beginne ich mich anzuziehen. Draußen hört man Gelächter. Wahrscheinlich hat ihnen Costicuță gerade von seiner Heldentat berichtet. So ein Blödmann! Etwas anderes fällt mir jetzt am frühen Morgen nicht ein. Er ist ein Blödmann!, wiederhole ich und kreppe dabei die Ärmel meiner Trainingsbluse hoch. Ich meine die alte, nicht die neue. Morgens ist es unheimlich kühl.

Ich trinke meine Milch mit vom Schlaf verklebten Augen. Ich fahre mit dem Finger durch den festen Milchschaum und stelle mir vor, es sei Kaugummi. Kaugummi, wie ich ihn nur von Tante Lucreția bekomme. Der Geruch des mit der Heugabel aufgemischten Stallmists dringt bis zu mir durch. Mein Appetit ist jetzt völlig dahin. Ich lasse die halb ausgetrunkene Milch stehen. Ich lege die Hände in den Schoß, dann den Kopf auf die Schulter. Wenn ich doch nur noch zwei Minuten schlafen könnte. Costicuță zieht mit zwei schweren Eimern Wasser an mir vorbei. Er keucht und droht mir, die ganze Aktion zu wiederholen, wenn ich mich weiterhin so arbeitsscheu anstelle. Ich strecke ihm die Zunge heraus.

„Pass bloß auf!“, sagt er aufgebracht.

Schließlich stehe ich auf und gehe hinter den Stall, in Richtung Garten. Costicuță leert die Eimer in ein großes blaues Plastikfass. Vater reißt mit der Heugabel große Stücke aus dem riesigen Misthaufen, der sich im letzten Jahr angesammelt hat. Der Kuhmist ist trocken und zusammengepresst, sodass Vater sich richtig ins Zeug legen muss. Er legt die einzelnen Stücke in ein großes Viereck, das er mit einem Stock in den Boden gekratzt hat. In diesem Bereich wird man die Fladen zerstampfen. Er sieht mich und sagt: „Guten Morgen, Fräulein!“ Also bin ich zu spät gekommen. „Wieso hängst du denn hier rum und schaust zu? Greif dir einen Eimer!“, fügt er hinzu.

„Mach schon, Emilia, es wird bald Mittag!“, sagt Mutter.

Costicuță erscheint bereits mit zwei weiteren, bis oben gefüllten Eimern. Ich sehe ihn an und er streckt mir die Zunge heraus. Mutter hat schlimme Kreuzschmerzen, sodass sie gar nichts tragen kann. Mit einer Hacke zerbröckelt sie die Kuhfladen, danach pickt sie Dinge wie Sonnenblumen- oder Maisstängelreste, die dort nichts zu suchen haben, heraus. Lustlos schaue ich mich nach dem Eimer um. Vater deutet mir mit einem Blick an, wo er sich befindet, er hängt oben unter der Dachrinne. Es bleibt mir nichts anderes übrig, ich muss jetzt zum Brunnen gehen. Mit einem einzigen Eimer, denn für zwei Eimer bin ich zu klein. Der Brunnen befindet sich vor dem Haus, hinter dem Zaun, auf einer kleinen Erhebung. Während ich Wasser hole, betrachte ich das Haus. Es ist so klein wie ein Märchenhaus. Wenn man hier nicht so viel arbeiten müsste, würde ich es sogar

schön finden. Es hat drei Räume, ein Ziegeldach und Mauern aus Lehm. Aus den Wänden lugen hier und da Backsteinstücke hervor, wie Rosinen aus einem Kuchen. Die Backsteine wurden aus der Stadt beschafft, und darauf ist Vater sehr stolz. Er meint, wir hätten ein ganz besonderes Haus, es gäbe nichts dergleichen in unserem Dorf. Wenn ich mal groß bin, werde ich in einem Wohnblock wohnen. So wie Tante Lucreția und Onkel Andrei. Onkel Andrei ist Vaters großer Bruder und er arbeitet am Bahnhof. Er ist dort so eine Art Chef. Also, kein Bonze, aber trotzdem ein Chef. Tante Lucreția ist Telefonistin und immer sorgfältig frisiert, parfümiert und geschminkt. Sie kommt aus der Stadt. Die hatte vielleicht Glück! Wenn sie einen Kuhfladen sieht, hält sie sich die Nasenlöcher mit den Fingern zu. Sie hat lackierte Nägel. Sie kommt selten zu uns aufs Land, aber manchmal schickt mich Mutter in den Ferien zu ihr. Dann bin ich unheimlich glücklich. Einmal habe ich die Nase in das Körbchen in ihrem Badezimmer gesteckt und das hat mich völlig umgehauen, denn sie hatte nicht bloß ein Nagellackfläschchen, sondern so um die zwanzig, wenn nicht sogar noch mehr. Vielleicht hundert? Mutter sagt, dass Tante Lucreția sich wie eine feine Dame anstellt und keine Ahnung davon hat, wie man eine Schaufel halten muss. Also mir macht das bestimmt nichts aus, aber ich sage lieber nichts. Eigentlich ist Mutter nicht gut auf sie zu sprechen. Costicuța taucht wieder auf, sodass ich den Eimer packe und ruck, zuck abhaue. Ich trage den Eimer mit beiden Händen. Er ist unheimlich schwer, der blöde Eimer! Natürlich schütete ich mir

unterwegs Wasser auf die Füße. Tante Lucreția geht nie barfuß, nicht einmal in der Wohnung. Sie hat Pantoffeln mit Bommeln, die sich ganz weich anfühlen. Deswegen hat sie auch keine aufgesprungenen Fersen. Sie mag alles, was weich und flauschig ist. Oder samtig. Mitten auf dem Weg lege ich an der Hausecke eine Pause ein. Ich packe einen Backstein, der aus der Wand hervorlugt, und bewege ihn hin und her, wie einen Zahn, der bald ausfällt. Jetzt ist der Backstein auf den Boden gefallen. Wenn Vater das mitkriegt, dann zerreißt er mich in der Luft! Ich werfe den Stein sofort auf den Hof des Nachbarn. Im Unterschied zu Zähnen wachsen Backsteine nicht wieder nach. Das Haus muss dann mit einem Zahn weniger auskommen. Aber es hat so viele Zähne, dass man es kaum bemerkt. Unser Haus ist ein Tier mit vielen Zähnen. Ich muss lachen. Costicuța hat die Eimer wieder gefüllt und läuft auf den Hof zu. Auch ich packe meinen Eimer und mache mich auf den Weg. Ich möchte ihn überholen. Wir machen ein Wettrennen, von dem er nichts weiß. Wir machen ganz große Schritte, wie die Riesen. Plötzlich geht mir durch den Kopf, dass er vielleicht auch an einem Wettrennen teilnimmt, ohne dass *ich* davon weiß. Ich gebe mir so richtig Mühe, doch er ist unheimlich schwer, dieser blöde Eimer! Meine Füße sind pitschnass, aber wir kommen beide gleichzeitig am Ziel an. Vater schimpft. Es geht um etwas, das ihm nicht passt. Mutter hält ihre schmerzende Hüfte ... Ich schaue ins Fass, um zu sehen, wie viel Wasser schon drin ist. Es ist erst halb voll. Muss man es denn wirklich ganz auffüllen?

„Macht schon, es ist bald Mittag!“, spornt uns Mutter an.

Ich gehe langsam zum Brunnen. Nachdem ich um die Ecke des Stalls gebogen bin, stülpe ich mir den Eimer über den Kopf, um einen Helm zu haben wie die Deutschen. Da würden vier Köpfe wie meiner hineinpassen, nicht bloß einer. Wasser rinnt mir den Hals hinunter. Brrr! Ich habe einmal einen Film mit Deutschen gesehen. Bei Tante Lucreția natürlich. Bei uns gibt es nicht einmal Strom. Ich will in die Staaadt!, rufe ich in den Eimer hinein. Ich rufe es, ich höre es. Am Abend sitzen wir bei Gaslampenlicht. Das Lampenglas ist verrauchte, weil die Flamme klein und das Gas schlecht ist. Meine Aufgabe ist es, das Glas zu reinigen. Mit großer Vorsicht, damit es nicht zerbricht. Als ich Tante Lucreția einmal gefragt habe, wer bei ihr zu Hause die Glühbirnen reinigt, ist sie fast umgekippt vor lauter Lachen. Sie meinte, es gäbe keine verrauchten Glühbirnen. Ist das schön, wenn man mit Glühbirnen Licht macht! Man braucht dann auch nicht mehr Schlange zu stehen, wenn man Gas kauft. Ich will in die Staaaadt!, rufe ich in den Brunnen hinein. Ich trinke einen Schluck Wasser. Es ist eiskalt, das blöde Wasser! Wir schleppen Wasser heran, bis Vater meint, es würde jetzt reichen. Dann machen wir weiter, und zwar mit etwas, das mir gar nicht gefällt. Aber ganz und gar nicht! Wir müssen die getrockneten Kuhfladen zerstampfen. Vater, Mutter und ich krempeln die Hosenbeine hoch und legen los, während Costicuța immer wieder Wasser über die Mistfladen schüttet. Wir stampfen auf den Kuhfladen herum. Als würden wir tanzen. Das müssen

wir vier, fünf Mal, Sommer für Sommer wiederholen. Beim Wasserschütten bespritzt mich Costicuță immer wieder, und zwar mit Absicht. Wenn er mich sehen kann, strecke ich ihm die Zunge heraus. Mutter und Vater reden über ihre eigenen Dinge. Über das Schwein, die Kuh, die Schafe, die Weide, das Wetter, die Milch, das Gas. Wir müssen die trockenen Mistfladen so lange treten, bis sie so weich sind wie Hefeteig. Ich sterbe fast vor Langeweile. Das Wasser ist unheimlich kalt. Blödes Wasser! Obwohl es Sommer ist, spüre ich, wie meine Beine frieren. Ich habe mich an einem dämlichen Stock verletzt. Ich wische den Kuhmist vom Oberschenkel, um die Wunde sehen zu können. Mutter sagt, dass man nicht alle Sonnenblumen- und Maisstängelreste aus den Kuhfladen wegstreichen kann, egal wie sehr man sich dafür abrackert. Vater ruft mir zu, jetzt mal zügig weiterzumachen, an dieser Verletzung würde ich nicht sterben. Auch Sanda, meine Schwester, ist jetzt aufgetaucht. Sie ist im Nachthemd. Sie schaut uns sprachlos an, wie ein Gespenst. Ein ganz kleines, ungefährliches, so etwas wie ein Gespensterkind also. Mutter sagt, sie sollte sich den Schlaf aus den Augen reiben und danach ihre Milch trinken.

„Ich denke, es ist so weit“, meint Vater. „Wir können das Stroh dazu tun.“

Costicuță schneidet die Kordeln auf, die den Strohbällen zusammen halten, dann streut er Stroh über den Kuhmist. Wir müssen das Stroh heftig treten und in den Mist einarbeiten, alles so gut vermengen, wie möglich. Ich denke an den Maulbeerbaum, der hinten im Garten steht. Dort oben habe ich ein Ge-

heimversteck. Ich habe von Mutter eine Haarschleife geklaut, die benutze ich als Perserteppich. Wenn sie mich erwischt, gibts richtig was hinter die Ohren! Aus abgenagten Maiskolben habe ich Nagellackfläschchen gemacht. Sie sind ziemlich eintönig, weil Maiskolben nicht besonders bunt sind. Aus Holzspänen habe ich Lockenwickler gebastelt. Ich habe sogar ein dreieckiges Spiegelstück gefunden. Eine LehmSchüssel ist das Waschbecken. Es ist sehr schön in meinem Baumhaus. Da fällt mir ein, dass ich dort seit langem nicht mehr geputzt habe. Ich müsste den Bodestaub wischen und den Teppich mit Essig behandeln. Den Spiegel reinigen. Es gibt dort eine Menge zu tun. Von meinem Baumhaus aus kann ich beobachten, ob die Deutschen nicht vielleicht ins Dorf einfallen. Ich kann dann Alarm schlagen. Ich kann den Chef der Miliz verständigen und dafür eine Medaille bekommen. Ich kann zu einem Heldenkind werden. Vater kündigt an, dass wir nun zum Formen übergehen können. Irgendwo hinter dem Haus hat er den Boden dafür vorbereitet.

„Wenn dieser Platz nicht ausreicht, dann können wir auch das Stück den Zaun entlang benutzen“, meint er.

Aus dem mit Stroh vermischten Kuhmist formen wir nach und nach Kugeln. Für mich sehen sie aus wie runde Polentakuchenstücke. Wir legen sie in die Sonne, hintereinander aufgereiht, wie Soldaten im Gänsemarsch. Deutsche oder sowjetische Soldaten, egal. Wir legen die Polentakuchenstücke auf den Boden und formen sie, eins nach dem anderen. Es ist so, als ob man jemandem, den man lieb hat,

die Wange tätscheln würde. Die Sonne brennt bereits. Mein Kopf glüht, der Rücken tut mir weh. Ich beschwere mich lautstark.

„Aber im Winter hast du es gern warm!“, sagt Vater.

Auch Sanda ist gekommen. Sie formt die kleineren Kuchenstücke. Wenn wir sie im Winter in den Ofen stecken, dann wissen wir, welche von mir und welche von ihr gemacht wurden. Manchmal erraten wir auch, welche der Vater gemacht hat. Die sind groß und man kann die Fingerabdrücke daran genau erkennen. Vater formt sie nicht so schön glatt wie Mutter. Sie sehen genau wie die Kuhfladen aus, die die Kühe auf der Straße fallen lassen. Ich sage das meinen Eltern und frage sie, warum wir nicht die Kuhfladen auf der Straße aufsammeln, die schon fertig sind.

„Das kannst du ja machen, wenn du deinen eigenen Haushalt führst!“, antwortet Vater.

„Ich brauche dann bestimmt kein *Tezic*, weil ich in der Stadt wohnen werde“, meine ich sauer.

Nach einem solchen Tag schlafen wir wie die Murmeltiere.

Nach einer Woche müssen wir sie umdrehen, damit die Sonne sie auch von der anderen Seite bescheint.